



Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 32.

Dienstag, 7. Februar

1928.

Jugendliebe.

(Nachdruck verboten.)

(31. Fortsetzung.)

Familienroman von Grete v. Saff.

Es war nachmittags. Man hatte Verlangen nach starkem, schönem Kaffee. Er stand bald auf dem Tisch und Lorte dazu. Hede sah zwischen den Eltern und sah bald von einem zum anderen.

„Hast du dich nun schon wieder an mich gewöhnt?“ fragte sie scherzend den Vater.

„Nein, noch nicht, dazu mußt du wenigstens vier Wochen hier bleiben.“

Hede sah ihren Mann an. „Nun sag, wieviel Zeit du für unseren Wienroder Aufenthalt bewilligt hast.“

„Eine Woche.“

Lie protestierte. Das wäre lächerlich, darauf ließe man sich gar nicht ein. Nachdem man die Tochter ziemlich drei Jahre nicht gesehen habe, könne man wohl verlangen, daß sie einen Monat bei ihnen bliebe.

„Kommt mit nach Adelsreut“, bat Hede. „Bis die Saison hier beginnt, vergehen noch Monate, so lange bleibt ihr bei uns.“

Die Eltern sahen sich unentschlossen an.

„Es ließe sich machen“, sagte Lie, aber weil Treu Hedes Einladung nicht unterstützte, schwieg man. Hede nahm sich vor, später, wenn sie allein mit ihrem Mann sein würde, von ihm zu verlangen, daß er die Eltern einladen müßte.

Während sie sich mit ihren Eltern unterhielt, sah Treu mit gelangweiltem Gesicht dabei.

Frau Lie, die es gewährte, machte den Vorschlag, Hollendorfs bitten zu lassen.

Treu war nicht dafür, es würde sich wohl gehören, daß man zu ihnen ging, sonst könnte seine Schwester es leicht übelnehmen, daß man an ihrem Hause vorübergegangen sei.

„Unsinn“, sagte Hede, „deine Schwester ist nicht so lächerlich, uns das übelzunehmen.“

Sie stand selbst auf, um ans Telefon zu gehen und kam mit frohem Gesicht zurück. „Daß noch Kaffee aufgesetzt, Mama, Hollendorfs werden gleich hier sein.“

Und richtig, es verging kaum eine Viertelstunde, als sie erschienen; es gab eine frohe Begrüßung und viel Fragen hin und her. Man hatte so wenig miteinander korrespondiert. Es stellte sich heraus, daß man seit dem letzten Sommer ohne Nachrichten voneinander war. Toll war das eigentlich, aber es kam daher, weil Treus so häufig ihren Aufenthaltsort gewechselt hatten.

„Daß Konni in Arnswalde Oberinspektor ist, wißt ihr?“ fragte die Baronin Holldorf.

Nein, sie wußten es nicht. Treu sah seine Schwester beinahe erschreckt an. Hede war blaß geworden.

„Warum mußte er gerade zu Kallwisch gehen?“ fragte Treu bissig.

„Warum sollte er nicht, er konnte keinen besseren Platz finden und fühlt sich riesig wohl in Arnswalde.“

Die Baronin erzählte, daß auf den Gütern Arnswalde und Wollsrade Stammhalter eingetroffen wären, und von der Freude, die Konni an dem kleinen Achim Kallwisch habe, von dem er in jedem seiner Briefe schrieb.

Hede sah still vor sich hin und Treu blickte mit finsterner Miene auf seine Schwester, die ihn mit diesen dummen Kinder geschichten langweilte.

Frau Lie sagte später zu ihrem Manne: „Ich wußte ja, daß es Benno ärgern würde, daß Konni zu Kallwisch gegangen ist, darum schrieb ich nie ein Wort davon.“

Während Hedes und Treus Aufenthalt in Wienrode übernahm Lie den Hotelbau, den er nun doch gekauft hatte. Man war aus diesem Grunde viel mit dem jungen Lot, der die Verhandlungen leitete, zusammen und mit Lotte Niemann, die nun doch ihren Franz bekam. Auch der junge Architekt Schar, der Jugendfreund Hedes, Lots und Lotte Niemanns, der ebenfalls an den Verkaufsverhandlungen teilnahm, war häufig in der „Waldlust“.

Treu war froh, in ihrer Gesellschaft die langweiligen Tage in Wienrode zu kürzen und lud, um sich dankbar zu erweisen, Lot und Schar ein, recht bald nach Adelsreut zu kommen. Sie nahmen die Einladung mit Dank an und versprachen, so bald als möglich zu kommen.

Hede hatte es durchgesehen, daß ihre Mutter mit ihnen heimfuhr und daß der Vater sofort nach Erledigung seiner dringlichen Geschäfte, die ihn noch in Wienrode festhielten, nachkommen würde. Treu waren diese Forderungen Hedes nicht gerade angenehm, aber er wagte es nicht, dagegen zu sprechen.

Unerwartet trafen Treus an einem regnerisch kalten Märztag in Adelsreut ein. Die Räume des so lange unbewohnten Hauses hauchten Kälte und Feuchtigkeit aus. Der alte Kamin, durch das lange Nichtstun, zu dem man ihn verurteilt hatte, noch ungenutzt geworden als einst, wußte nicht, was er zuerst tun sollte. Hede befahl ein paar stinken Küchenmädchen, die Ofen zu heizen und den Kamin im Wohnzimmer in Brand zu setzen. Sie ging selbst von Zimmer zu Zimmer, um die Fenster zu öffnen.

„Es tut mir leid für dich, Mama, daß wir es so ungemütlich gefunden haben, aber du sollst mal sehen, in spätestens einer Stunde werden wir es warm und mollig haben.“

„Weinetwegen mach' dir keine Sorgen, Hede, ich bin froh, bei dir zu sein und empfinde die augenblickliche Ungemütlichkeit nicht als etwas so Schlimmes, ich weiß ja auch, daß das gleich beseitigt sein wird. Komm', zeig' mir die Wirtschaft, inzwischen werden deine Leute hier alles ordnen.“ Draußen stießen sie auf Treu, der mit seinem Verwalter sprach.

„Erlaube, Hede, daß ich dir Herrn Görriß vorstelle“, sagte er. „Herr Görriß — meine Frau.“

Hede reichte dem neuen Verwalter die Hand und fragte ihn, ob er sich gut in Adelsreut eingelebt habe.

„Vollkommen, gnädige Frau“, sagte er mit selbstsicherer Miene.

Der mittelgroße, stämmige Mensch mit dem Bulldoggengesicht war ihr widerwärtig. Sie wandte sich an ihren Mann und bat ihn, bald zum Kaffee zu kommen, sie wolle der Mutter nur die Wirtschaftsräume und den Park zeigen, dann kämen auch sie. Sie ließ ihrer Mutter nach, die langsam über den langgestreckten Hof ging.

„Ich bin weitergegangen, um mit dem Görriß nicht sprechen zu müssen“, sagte die Mutter.

Hede sah sie an. „Du kennst ihn?“

Sehr gut. Er war Inspektor auf dem Gute Michaelshof und ist einige Zeit häufig zu uns gekommen.

„Michaelshof ist das Gut zwischen Wienrode und Böttch?“

„Ganz recht. Es ist ein schöner Besitz, der unter Görri's Verwaltung aber sehr heruntergekommen ist. Das Gut steht eben zum Verkauf.“

„So ist er kein guter Verwalter?“ fragte Hede bestürzt.

„Nein, ganz gewiß nicht. Ich begreife nicht, wie Graf Klatt ihn für Adelsreut engagieren konnte. Agnes kennt Görri doch sehr gut und weiß, daß er nichts taugt.“

„Wie so kennt Agnes ihn?“

„Ihr Bruder ist mit ihm befreundet, sie haben als Schüler das gleiche Gymnasium besucht und später weiter zusammengehalten. Ihde studierte in Berlin Medizin und Görri's Landwirtschaft, auch während ihrer Studienzeit haben sie zusammengehalten. Man spricht davon, daß Görri dem Doktor Ihde oft mit Geld aus- geholfen hat.“

„So wird Ihde ihn für Adelsreut in Vorschlag ge- bracht haben?“

„Ja, so kann ich es mir nur denken.“

„Wir müssen das alles Benno sagen, daß er ihm scharf auf die Finger sieht. Wer weiß, ob er nicht schon Schaden angestellt hat?“

„Das wäre schon möglich“, meinte die Mutter, „aber das müßte schon ertragen werden, jetzt käme es darauf an, sich vor weiterem Schaden zu sichern.“

Hede nahm sich auch vor, mit Agnes über Görri zu sprechen.

14.

Hede erinnerte ihren Mann daran, daß man sich als von der Reise zurück melden müsse.

„Bei wem?“ fragte er ärgerlich.

„Bei Klatts, Klügges und Schierenbergs und viel- leicht wäre es richtig, wir machten nun auch Kallwih' und Brauns unseren Besuch.“

Tren fuhr auf. „Wie sollte ich dazu kommen? Ich soll mich bei Kallwih' wohl dafür bedanken, daß er meinen Neffen als Inspektor angestellt hat?“

Er sah seine Frau kopfschüttelnd an. „Hast du schon ganz vergessen, daß der Kallwih' und ich bei unserem letzten Beisammensein scharf aneinander waren?“

„Dafür sind ja nun Jahre vergangen. Und wenn wir kämen, ihm die Hand zu bieten, so würde er gewiß gern diese alten Geschichten vergessen.“

„Ich denke nicht daran, ihm eine Hand zu bieten. Auch habe ich kein Verlangen danach, mit meinem ehe- maligen Inspektor gesellschaftlich zu verkehren.“

„So, so! Na, du mußt wissen, was du zu tun hast. Es war ein gutgemeinter Vorschlag von mir. Ich hielt es für klüger, sich mit allen Nachbarn gut zu stellen.“

„Das sollte uns schwer fallen!“

Hede glaubte es nicht, aber sie redete nicht weiter darüber.

Am Nachmittag dieses Tages fuhren sie nach Wolfs- rade. Unterwegs sagte Hede: „Du mußt mit Graf Klatt über Görri sprechen, ich werde auch Agnes fragen, was an ihm ist.“

„Ach, bitte, laß das lieber bleiben. Was man über den Mann spricht, wird ja wohl nur müßiges Geschwätz sein, denn Graf Klatt hätte ihn sicher nicht engagiert, wenn er schlecht beleumundet wäre. Ich sah auch seine Zeugnisse, die glänzend sind. Also, versprich mir, die Sache nicht zu berühren. Klatt könnte leicht glauben, daß es mir nur verdrießlich ist, daß der Mann aus der Umgegend von Wienrode kommt. Und so unrecht hätte er nicht mit dieser Vermutung.“

Hede sah ihn mit einem langen, traurigen Blick an, dann sagte sie: „Herrgott, Benno, wärest du doch nie nach Wienrode gekommen! Dann wärest du vor all diesen Peinlichkeiten bewahrt geblieben und ich vor den vielen Demütigungen“, fügte sie leise hinzu.

Er griff erschrocken nach ihrer Hand. „Hede, du miß- verstehst mich.“

Ein schmerzliches Lächeln lag um ihren Mund. „Nein, nein, Benno, ich sehe alles so klar. Du drückst

dich an den Menschen vorbei, zu denen du bisher gehört hast. Du tust es aus Scheu davor, sie könnten mich nicht so aufnehmen, wie du es für deine Frau verlangen mußt.“

„Hede, nein!“ Er versuchte, sie zu unterbrechen.

Sie legte ihre Hand auf die seine. „Laß mich zu Ende kommen, einmal muß es doch gesagt werden. Wäre mein Vater der Besitzer eines Gutes statt eines Hotels oder wäre er ein studierter Herr, so wäre alles gut und wir hätten von Anfang unseres Zusammen- gehörens an in dem Kreise verkehrt, zu dem du gehörst. So hast du dich herausgestellt. Herausgestellt, weil du die Menschen, die du kennen solltest, ganz gewiß nicht kennst. Du glaubst von ihnen befürchten zu müssen, daß sie das Netz ihres Klatsches über uns ausbreiten würden, sobald sie erfahren, woher ich komme. Aus- geschlossen wäre das nicht. Auch in der besten Gesell- schaft findet man kleinliche, intrigante Menschen. Aber das hätte dich nicht davon abhalten dürfen, mich einzu- führen. Du mußt dich selbst sagen, daß du durch dein Verhalten in ihren Augen an Ansehen verlorest, daß du sie auch auf die Vermutung brachtest, ich sei nicht gesellschaftsfähig.“

(Fortsetzung folgt.)

Der Kranke.

Einst fühlte ich mich König in Wald und in Feld ...

Und warf mich das Schicksal auch nieder:

Durchs Fenster den Blick in die lachende Welt!

Wann singe und wand're ich wieder?

Zum Gruß euch dort draußen, die froh ihr marschieret!

Ich fühle mich allen verbunden.

Und hat auch mein Weg in das Dunkel geführt:

Noch leb' ich! Noch will ich gesunden!

(Ernst Bergefel)

Der Mörder.

Eine wahre Begebenheit.

Von Gustav Henrich.

Der ganze Zauber des Salzkammergutes war um den grünen See gewoben, dem sich das Dorf anschmiegte. Es war ein köstlicher Sommer, Friß verlor bald die bleiche Ge- sichtsfarbe des Großstadtkindes und bekam runde rote Wangen. Die Schulbücher waren aus seiner Nähe, sogar aus seiner Erinnerung verbannt. Er lebte nur seinem Ver- gnügen, welches ihm der See, der Wald, die Berge in reicher Fülle darboten. Auch Spielkameraden hätte Friß haben können, wenn er welche hätte haben wollen, aber er brauchte die Buben aus der Stadt hier nicht. Er hatte einen andern Freund gefunden, den Loisl. Der konnte mehr und anderes erzählen als die langweiligen sattsam bekannten Schul- anekdoten, die stets in der Verhöhnung oder Überlistung des Lateinlehrers gipfelten. Der Loisl war das Kind einer Häuslerin, die in einer elenden Hütte am Ende des Dorfes wohnte. Ihn drückten nicht die Sorgen des Gymnasialisten. Er konnte bloß notdürftig lesen und schreiben. Dagegen kannte er die harte Schule des Lebens viel genauer als Friß und wußte gar romantische Dinge zu berichten von Hunger, Durst und Kälte, von denen Friß noch nichts gehört hatte. Gleichwohl war Loisl kein Pessimist und kam sich auch gar nicht so arm vor, besonders im Sommer nicht, denn dann be- trachtete er die Herrlichkeiten der Natur als sein Eigentum. Er kannte jedes Fleckchen Erde in der Umgebung, wußte, wo die köstlichsten Früchte gediehen, und war ein unübertreff- licher Meister im Krebsfang. Friß hatte daher alle Ursache, sich allfällig zu preisen, daß er einen solchen Freund für den Sommer gefunden hatte. Es waren vier Wochen für beide höchst angenehm verstrichen, auch für den Loisl, der zum stillen Teilhaber aller Butterbrote und Schokoladen wurde und sogar einmal eine elektrische Taschenlampe zum Geschenk erhielt, die ihm riesigen Spas bereitete. Da fand die idyllische Kinderfreundschaft ein jähes Ende.

Der Loisl wurde am Rande des Waldes in einem Ge- büsch versteckt als Leichnam aufgefunden. Der Blick seiner funkelnden blauen Augen war erloschen, ja das eine Auge sogar mit einem Messer herausgeschnitten. Die bestialische Mordtat erragte in dem Sommerfuzort am See beargwün- digt die größte Sensation, sie war tagelang der ausschließ- liche Gesprächsgegenstand und das Grauen über die Tat war um so größer, als der Täter zunächst gänzlich unbekannt

blieb. Die Bemühungen der Gendarmerie, die die Umgebung durchstreifte, waren zunächst erfolglos. Erschütternd war die Verzweiflung der armen Häuslerin, die in ihrem Schmerz weder Worte noch Tränen fand, sondern stumm vor sich hinstarrte. Man bemitleidete sie, man versuchte sie zu trösten, aber sie schien niemanden zu hören noch zu sehen. Stumpfes Brüten war in ihrem Antlitz.

Auch Erik drückte der vom Schicksal schwer heimgesuchten Frau die Hand. Wenn das Mitleid irgend jemandes echt war, so das seinige. Zum erstenmal streiften die Schauer des Todes sein knabenhaftes Gemüt. Sein ungelübter Verstand vermochte die Vergänglichkeit des menschlichen Daseins nur langsam in sich aufzunehmen. Die furchtbare Bluttat bedeutete für Erik nicht nur den persönlichen Verlust eines Freundes, sondern auch ein philosophisches Erlebnis. Still und jaghaft näherte er sich der Mutter des Ermordeten.

Doch die Häuslerin erwiderte seinen Händedruck nicht. Sie wich seiner Hand aus und flüsterte mit feindseligem Blick: „Geh' fort, ich kann dich nicht sehen.“

Erik begriff nicht. Da entrang sich der Kehle des Weibes ein gellender heiserer Schrei: „Du bist der Mörder meines Kindes! Seht wohl ich es. Dich habe ich zuletzt mit ihm im Walde gesehen. Kein anderer hat ihn erwürgt als du. Bedenke, Gendarmen, wo seid ihr? Tödt den Mörder!“

Wahnsinniges Lachen verzerrte die Züge der Häuslerin.

Erik prallte zurück: „Ich?“

„Du!“

„Wir waren Freunde.“

Die Häuslerin erwiderte seine Beteuerungen nur mit neuerlichem Dohn. Der Wortwechsel zwischen den beiden lenkte die Aufmerksamkeit der vorübergehenden Leute auf sich. Ein Chor von Zuhörern begleitete die Rede. Der des Nordes Verdächtige behüte vor Zorn und Kränkung. Er war bemüht, seine Unschuld durch alle möglichen Gründe darzutun, doch nichts, was er vorzubringen hatte, schien auf die Häuslerin Eindruck zu machen, ja Erik hatte das Gefühl, als ob auch der Chor der Zuhörer zum Teil die Partei der Häuslerin ergriffe. Glücklicher Weise kam die Mutter des Knaben ihm rechtzeitig zu Hilfe. Als sie nahte, stob der Chor auseinander, nur die Häuslerin beharrte auf ihrem Plaze und wiederholte ihre Anschuldigung. Die Dame aus der Stadt und das verelendete Weib des Dorfes waren ungleiche Gegner, aber Mütter waren sie beide und sie kämpften mit dem Einsatz aller Kräfte. Die Mutter Erikens blieb nicht Siegerin. Sie mußte froh sein, den Knaben vor der Megäre in Schutz zu bringen, die ihn schon tödlich bedrohte. Erik und seine Mutter flüchteten vor der Häuslerin, die von den beiden erst abließ, als sie auf der Längs des Sees sich hinziehenden Promenade anlangten.

Es gab also jetzt in dem Kurort eine doppelte Sensation, den entsetzlichen Mord und den immerhin interessanten Verdacht. Letzterer konnte allerdings nur solange aufrecht erhalten werden, bis es den Behörden gelang, des wirklichen Täters habhaft zu werden. Er war ein in der Umgegend bekannter, mehrfach vorbestrafter Strolch, der jetzt eine neue, die gräßlichste Seite seiner kriminellen Veranlagung zeigte. Als er der Tat überführt war, ließ er sich sogar herbei, diese einzusehen, behauptete aber, bei der Vollbringung nicht bei Sinnen gewesen zu sein. Nachdem der Fall soweit aufgeklärt war, verließ die Familie Erikens vorzeitig den Kurort. So endete der wundervolle Sommer, der so freudig begonnen, für Erik auf eine schreckliche Art. Er war verstört und abgezehrt. Die Nächte verbrachte er schlaflos und tagsüber sprach er kein Wort. Die Mutter gab sich redliche Mühe, sein verdüstertes Gemüt aufzuheitern, ihn das grauenhafte Ereignis vergessen zu lassen. Er war sehr gefällig, immer gefällig, doch der Schatten über seinem Gemüt wich nicht. So erhoffte man sich seine Wiederherstellung nur von der Rückkehr in seine gewohnten Lebensverhältnisse und war bereit, den Rest des Sommers statt am erquickenden Ufer des Sees in der dunstigen Großstadt zu verbringen.

Doch erst dort sollte das entsetzliche Erlebnis in der Seele des Knaben zu seiner vollen Auswirkung gelangen. Um ihn zu zerstreuen, besuchte die Mutter mit Erik den Prater, wo sie ihn an verschiedenen Belustigungen teilnehmen ließ. Er fuhr auf der Berg- und Talbahn und es schien der Mutter wirklich, als ob es ihm besser gehe und er seine knabenhafte Unbekümmertheit zurückgewonnen habe. Er war ganz hingerissen von dem Vergnügen der abwechslungsreichen Fahrt. Doch als sie ihn hierauf in einem Gasthaus einen Imbiß vorsetzen ließ, schob er plötzlich die Speisen von sich und sagte: „Mutter, ich war es, der den Leichnam umgebracht hat.“

„Um Himmels willen!“

„Erschrick nicht so, Mutter! Ich weiß es ja nicht ganz genau, nur manchmal, zum Beispiel jetzt, bin ich dessen gewiß. Ich habe ihn in den Wald gelockt, wo wir Schwämme suchen gingen, und von rückwärts überfallen. Er wehrte sich

flüchtig, aber ich habe damals auf einmal sehr viel Kraft gehabt.“

Die Mutter erblickte und brach in Tränen aus, der Knabe sprach ihr zärtlich zu: „Ich wollte, Mutter, daß du dich darüber kränken würdest, aber ich konnte das Geheimnis nicht länger in mir verbergen, ich mußte es irgend jemandem sagen. Das von mir begangene Verbrechen bedrückt mein Gewissen zu sehr.“

„Aber du hast doch die Tat gar nicht begangen,“ entgegnete die Mutter, „der andere hat doch das Verbrechen schon ganz allein auf sich genommen. Was du da sprichst, ist ja, Gott sei's gedankt, reiner Wahn.“

Der Knabe zuckte die Achseln und nun hatte er plötzlich wieder Hunger und machte sich über seinen Teller her, so daß es die Mutter für das Beste hielt, auf die Angelegenheit vorläufig nicht zurückzukommen. Er sprach dann wieder tagelang nicht davon, um plötzlich aus heiterem Himmel von seinem Wahn neuerlich besallen zu werden. Er erinnerte sich dann angeblich der genauesten Einzelheiten, allerdings waren seine Behauptungen auch widersprechend. Im Schlaf stöhnte er und kämpfte mit Teufeln, den er schwer niederrang.

Es waren qualvolle Wochen und Monate, die dem Aufenthalt an dem herrlichen See folgten.

Der geneigte Leser, der den Bericht bis hierher vernommen hat, wird wohl auch wissen wollen, zu welchem Ende diese merkwürdige Begebenheit geführt hat. Glücklicherweise zu einem günstigen. Es sind seither fast drei Jahrzehnte verstrichen. Der Herr, von dem ich die Begebenheit während einer Dampferfahrt über den See erfahren habe, erzählte sie mir als eine Erinnerung an seine Jugend. Er betonte, daß er sich von der falschen Vorstellung, einen Mord begangen zu haben, nur allmählich befreien konnte. Noch bis in die Jünglingsjahre hinein hatte er, wenn er allein durch einen Wald streifte, unheimliche Empfindungen. Das Qualvolle seines Zustandes ergab sich eben daraus, daß er seiner ganzen Veranlagung nach eines Nordes unfähig war und durch die suggestiven Einwirkungen der Mutter des Ermordeten sich zu einer Tat bekannte, vor der ihn selbst schauderte. Er gab auch der Überzeugung Ausdruck, daß auf solche Art auch leicht beeinflussbare erwachsene Personen in einen verhängnisvollen Zusammenhang mit verbrecherischen Taten gelangen können, denen sie in Wirklichkeit vollkommen fern stehen. In der Tiefe der menschlichen Seele lauern Gefahren wie auf dem Grunde eines Sees.

Reise u. Verkehr

Zwei Studienreisen nach den Vereinigten Staaten. Das lebhafteste Interesse, das die bisherigen Studienreisen nach den Vereinigten Staaten von Amerika geweckt haben, veranlaßt die Hamburg-Amerika-Linie, wiederum in Gemeinschaft mit dem Messamer Frankfurt a. M. im Frühjahr 1928 zwei weitere Studienreisen zu veranstalten. Beide Reisen beginnen am 23. März mit der Abfahrt des Dampfers „Sambura“. Die erste Fahrt erfolgt in der ersten Schiffs-Klasse und führt nach den Städten New York, Philadelphia, Washington, Cincinnati, St. Louis, Chicago, Detroit, Buffalo (Niagara Falls) und Boston. Die Rückreise wird mit dem Dampfer „Albert Ballin“ am 21. April von New York angetreten. Die zweite Fahrt ist eine vollständige Studienreise, bei der für die Ausfahrt die dritte Kajüte für Touristen auf dem Dampfer „Sambura“, 23. März, und für die Rückreise die gleiche Klasse des genannten Dampfers, der am 14. April von New York abfährt, benutzt wird. In die Reiseroute sind die Städte New York, Detroit, Chicago, Washington und Philadelphia einbezogen. Außer den besonderen Sehenswürdigkeiten der Städte werden den Teilnehmern an den Reisen eine große Anzahl industrieller Betriebe gezeigt.

Scherz und Spott

Seebär — nicht Tanzbär. „Was ist denn mit dem Kapitän los?“ fragt ein Passagier den Schiffsarzt. — „Der Kapitän ist seefrant“, erwiderte dieser. — „Aber das ist bei dem alten Seebären doch unmöglich?“ — „Tatsächlich, eine der jungen Damen hat ihm den Charleston beigebracht.“

Sein Verdienst. „Ich sah gestern Ihren Herrn Vater“, sagt ein älteres Klubmitglied zu dem jungen Mann. „Wie vornehm sieht er doch aus in seinem schneeweißen Haar.“ — „Ah ja“, erwiderte der Sohn nachdenklich, „das hat er nur mir zu verdanken.“



Das Briefgeheimnis im Eheleben.

„Entschuldige Bitte,“ sagt die junge Frau zu ihrem Mann. „Ich dachte, es wäre eine Rechnung und habe geöffnet, aber dann sah ich, daß es ein Privatbrief war.“ Der Gatte macht gute Miene zum bösen Spiel und tut so, wie wenn er ihr glaube, aber er weiß im Innern ganz genau, daß seine kleine Frau dem Erbteil der Stammutter Eva, der Neugierde, erliegen ist, und daß er sich in acht nehmen muß; sie aber hat ein schlechtes Gewissen, wenn er stillschweigend, aber verärgert den Brief an sich nimmt. Eine solche Szene, am Morgenhimmel der jungen Ehe als leichtes Wölkchen vorüberfliegend, birgt doch den Keim zu schweren Gewittern in sich, die sich im späteren Eheleben entladen können. Nicht nur im Recht und im öffentlichen Verkehr, sondern auch in der Ehe gibt es ein Briefgeheimnis, das von beiden Eheleuten streng gewahrt werden sollte. „Niemand soll den Mann oder Frau einen Brief öffnen, der für den anderen bestimmt ist,“ erklärt eine viel erlebte Dame der englischen Gesellschaft, Lady Rittu Vincent. „Wenn man gegen diese Regel sündigt, dann kann daraus unberechenbares Unglück entstehen. Ich kannte ein Ehepaar, von denen jeder Teil die Briefe des andern öffnete. Eines Tages entdeckte die Frau auf solche Weise, daß ihr Mann einem alten Freund eine gewisse Summe geliehen hatte. Das Geld wurde bis zum letzten Pfennig zurückgezahlt, aber die Frau empfand seitdem eine Abneigung gegen den Freund, und durch ihr Benehmen wurde eine Freundschaft zerstört, die die beiden Männer jahrelang verbunden hatte. In einem anderen Fall hatte die Frau eine Freundin, die sich mit einem verheirateten Mann in eine Beziehung eingelassen hatte. Als gute Freundin nahm die Gattin an der Sache Anteil und stand mit Rat und Tat ihrer Bekannten zur Seite; sie wußte es auch durch ihr kluges Eingreifen so weit zu bringen, daß die Freundin ihr Verhältnis zu dem Mann vollständig abbrach. Der Gatte aber hatte einen der darüber gewechselten Briefe gelesen, war empört über die Beziehung der Freundin seiner Frau und zeigte dies in seinem Benehmen, wodurch auch hier eine Freundschaft in die Brüche ging. Im Grunde ist es stets Mißtrauen und Argwohn, die Ehegatten veranlassen, die Briefe des anderen Teiles zu lesen. Damit aber ist schon der sichere Grund der Ehe untergraben, und wenn man nicht von vornherein das „Briefgeheimnis“ streng durchführt, wird der gegenseitige Argwohn immer neue Nahrung finden. Das meiste von dem, was man aus einem Brief herausliest, ist aber unwichtig, und selbst wenn gewisse Ursachen zum Mißtrauen vorliegen, so wird die Sache dadurch nur verschlimmert, wenn der andere Teil auf diese Weise davon erfährt. Vieles rentiert sich im Leben wieder ein, und man erspart sich viel unnötige Sorgen und Aufregung, wenn man nichts davon weiß und nicht zu wibbe-gierig ist.“

Häusliche Hygiene.

Kleinigkeiten von Bedeutung.

Wenn an schönen, klaren Tagen die liebe Sonne ins Zimmer lacht, dann — schließt die Hausfrau eilends die Fenster und zieht dicht die Vorhänge zu, damit ihre Polstermöbel und Tischdecken nicht verblassen. Sie macht sich wohl in den seltensten Fällen klar, daß sie mit dieser Vorsichtsmaßregel gänzlich unhygienisch verfährt. Wo Sonne hinkommt, können keine Krankheitserreger leben, und es ist besser, daß die Möbel verblassen, als daß der bazillendurchsetzte Staub sich im Zimmer breitmacht! Darum: Fenster auf und Sonne ins Zimmer! Übrigens gibt es jetzt auch licht- und farbedichte sogenannte Indanthrenstoffe, die selbst starke und dauernde Besonnung vertragen, ohne „auszugehen“.

Staubwischen und Teppichklopfen sind auch zwei gänzlich unhygienische Verrichtungen, die obendrein ihren Zweck, zu reinigen, nicht erfüllen. Der mit einem trockenen Tuche aufgewirbelte Staub wird ja nicht beseitigt, sondern läßt sich nur an anderer Stelle nieder, und die Staubwolken, die wir beim Teppichklopfen einatmen, sind durchsetzt mit Krankheitskeimen aller Art.

Wirklich beseitigen kann man den Staub nur mit dem Staubsauger, dessen Anschaffungskosten man nicht scheuen sollte — sie machen sich durch die weit geringere Gefährdung der Gesundheit beim Reinigen der Zimmer und beim Aufenthalt in Teppichbelegten Räumen mit Polstermöbeln, schweren

Borhänge usw., sowie durch Zeit- und Kräfteersparnis bald bezahlt. Wo das „Staubwischen“ nicht zu umgehen ist, da soll es immer nur mit feuchtem, häufig ausgespültem Tuche (Fensterleder!) geschehen.

Ferner sei darauf hingewiesen, daß das Nassaufwischen des Fußbodens in Schlaf- und Krankenzimmern seinen Zweck verfehlt, wenn man dem Aufwaschwasser kein Desinfektionsmittel hinzusetzt. Seife allein genügt für diesen Zweck nicht; man braucht einen sicher keimtötenden Zusatz.

Man achte aber darauf, daß man ein ungiftiges Desinfektionsmittel bekommt und ein solches, das möglichst geruchlos ist. In letzterer Hinsicht kann man sich allerdings auch helfen, indem man dem Wasser eine Kleinigkeit Zichlennadelextrakt beifügt. Unter Umständen, nämlich wenn warm aufgewischt wird, genügt auch das Hinzufügen eines der bekannten ozonhaltigen Waschmittel, die ebenfalls bei einer bestimmten Temperatur (40–50 Grad Celsius, also auf handwarm) keimtötend wirken.

Zum Schluß sei noch auf die Unsitte aufmerksam gemacht, gebrauchte Taschentücher trocken aufzubewahren. Namentlich wenn ein Familienmitglied den Schnupfen hat, bilden solche Taschentücher einen wahren Bazillenherd. Ebenso unsinnig ist es, beim starken Verbrauch infolge eines Schnupfens die Tücher nur zu trocknen oder kalt auszuspülen, um sie dann wieder zu benutzen. Gebrauchte Taschentücher gehören sofort in eine Desinfektionslösung, in der sie 24 Stunden verbleiben können, worauf sie in Seifenwasser ausgelocht werden müssen.

Das einzige Kind.

Auch ein Erziehungsproblem.

Einziges Kind sind nicht nur in körperlicher Hinsicht meist Sorgenkinder; auch ihre Erziehung ist schwieriger als die jener Kinder, welche Geschwister haben. Sind mehrere Kinder in einer Familie, so lernt eins vom anderen; jedes muß sich anpassen und doch auch gleichzeitig sich behaupten lernen, und das ist eine unschätzbare Vorstufe für das Leben. Die Selbstständigkeit wie auch das Gemeinschaftsgefühl werden in einer zahlreich bevölkerten Kindersube früher entwickelt, und es ist wissenschaftlich und statistisch festgestellt, daß Kinder aus kinderreichen Familien sowohl seelisch als körperlich viel widerstandsfähiger sind, als verwöhnte „Einziges“. Die Geschichte zeigt uns, daß die meisten unserer hervorragenden Dichter, Denker, Staatsmänner usw. aus kinderreicher Familie, oft sogar aus recht ärmlichen Verhältnissen stammen.

Das einzige Kind neigt zum Egoismus und zur Eigenbrödelei, wie auch zur Alistigkeit und Unfindlichkeit, die meist durch seinen überwiegenden Umgang mit Erwachsenen verursacht wird. Vor den Gefahren, die hieraus erwachsen, kann man es am besten hüten, indem man ihm Geschwister gibt, und die Eltern, die aus Bequemlichkeit oder in dem Wunsch dem Einziges nur ja ein recht großes Erbteil ungeschmälert hinterlassen zu können, sich bewußt und mit Willen auf nur ein Kind beschränken, sollten sich einmal klar darüber werden, daß sie nicht nur einen Rechenfehler begehen, sondern auch ihrem Kinde schweres Unrecht tun bzw. es schädigen. Nachweislich sind die Erben großer Vermögen spätestens in der dritten Generation entartet, und selbst, wo dies nicht der Fall ist, sind sie in den seltensten Fällen wirklich glückliche Menschen. Wie, aber, wenn sie durch irgend welche Umstände eines Tages ihr Vermögen verlieren und dann, verwehrt, dem Lebenskampf ungerüstet gegenüberstehen? Werden sie nicht den bitteren Vorwurf gegen ihre Eltern erheben, daß sie sie falsch erzogen haben?

Wenn aber nach der Geburt eines Kindes weitere Elternfreuden durch wirklich triftige Gründe verpasst sind, wie dies ja leider oft der Fall ist, der kann seinem Kinde keinen größeren Gefallen tun, als daß er es so erzieht, wie er viele Kinder erziehen würde. Laßt das einzige Kind möglichst viel sich unter andere Kinder mischen; laßt vor allen Dingen nie den Glauben in ihm aufkommen, als ob es „etwas Besonderes“ sei! Haltet es knapp und gewöhnt es hart — nur so macht ihr es tauglich für den Lebenskampf, in dem ihr es früher oder später doch einmal allein lassen müßt! Nicht Behüten und Händeunterbreiten ist die rechte Erziehung, sondern Schulung zum Selberdenken, Selberhandeln und zur Anspruchslosigkeit in äußeren Dingen. So nur macht ihr es wirklich frei und unabhängig und bahnt den Weg zum Glück, das ihr für euer Kind ersehnt!